

Noch immer hat der israelische Wahlsieger Menachem Begin keine Koalition zusammenschirren können. Unser Redaktionsmitglied berichtet über den Hintergrund des Tauziehens: Israels Sicherheits- und Friedenspolitik. 222457

# Gesucht: Grenzen für den Frieden

Israels Strategen und Politiker debattieren ihr schwierigstes Dilemma / Von Josef Joffe

Jerusalem, im Juni

Nach den alten Demarkationslinien von 1967 fahndet der Besucher auf den meisten israelischen Landkarten vergeblich. Doch die *Green Line* zwischen Kern-Israel und den besetzten Gebieten besitzt eine Wirklichkeit, die weit handgreiflicher ist als ein Strich im Atlas. Man hört es, wenn man sie überquert — wenn der Begleitoffizier im Beifahrersitz das Patronenmagazin aus der Tasche zieht und in seine Uzi-Maschinenpistole einrasten läßt.

Hinter der *Green Line* beginnt ein anderes Land, auch wenn „Judäa“ und „Samarita“ viel tiefer im jüdischen Geschichtsbewußtsein wurzeln als das 70 Jahre alte Tel Aviv oder das aus dem Negev-Boden gestampfte Beersheba. Hinter der *Green Line* beginnt das Dilemma eines Staates, der zugleich demokratisch und jüdisch sein will. Dan Horowitz, ein Politik-Professor an der Hebräischen Universität, umreißt es mit zwei knappen Sätzen: „Als Demokrat möchte ich keine Million drittklassiger arabischer Untertanen in meinem Staat; als Israeli möchte ich sie aber auch nicht als vollwertige Mitbürger.“

Also alle eroberten Gebiete zurückgeben, nicht nur um des Friedens willen, sondern auch, um den unverkennbaren Charakter des ersten jüdischen Staates seit 1900 Jahren zu retten? Für einen „vollen Frieden“ würden die meisten Israelis die Westbank, den Sinai und den Golan räumen. Ein „voller Frieden“ — das heißt: diplomatische Beziehungen, Abbruch des Propaganda- und Wirtschaftskrieges, freier Handel und Wandel. Doch die Araber bieten nur die „Beendigung des Kriegszustandes“, eingerahmt von den vagen Friedensandeutungen Sadats („Vielleicht nach fünf Jahren“) und dem hartnäckigen PLO-Anspruch auf ganz Palästina.

Das Problem ist älter als die Staatsgründung von 1948 und vertrackter als ein normaler diplomatischer Kuhhandel, der mit taktischen Maximalforderungen beginnt und einem ausgeklügelten Territorialkompromiß endet. Was not tate, wäre ein tiefgreifender kultureller Umbruch in der arabischen Welt, eine Art Selbst-Emanzipation, die den Arabern erlaubte, Israel — in welchen Grenzen auch immer — überhaupt erst in ihrer Mitte hinzunehmen. „Der Islam gesteht

Nichtgläubigen weder Gleichberechtigung noch Unabhängigkeit zu“, betont Professor Ychshafat Harkabi, General a. D., Regierungsberater und Chronist des israelisch-arabischen Konflikts. Der Islam hat zwar Juden und Christen als beschützte Minderheiten toleriert, nie aber als souveräne und gleichrangige Volksgruppen akzeptiert.

Krieg als Mittel der Politik — dieser Traum ist längst verfliegen. Nach vier siegreichen Waffengängen wissen die Israelis, daß Krieg keinen politischen Ertrag abwirft. Ihre Siege, seien sie noch so brillant, geraten ihnen zu politischen Niederlagen, während die Araber noch mit ihren militärischen Debakeln politische Triumphe feiern. Die Israelis haben Land und Atemraum gewonnen, dafür aber an Legitimität verloren. Der Sieg bringt keine Entscheidung, weil die Araber jeden Rückschlag, sie selbst aber keinen einzigen verkraften können. Der „entscheidende Sieg“ bliebe den Israelis auch verwehrt, weil ihn die Supermächte stets vereiteln würden — wie 1973.

Wenn Israel nur taktische Siege, aber keinen Frieden erringen kann, dann bleibt als Schlüsselfrage der israelischen Politik nur ein unauflösbares Rätsel. In den Worten von Jechetzkel Dror, einem Regierungsberater mit Professorentitel: „Wie weit *müßten* wir uns zurückziehen, um die Revanchelust der Araber zu dämpfen? Wie weit *können* wir uns zurückziehen, um auch hinterher einen Angriff erfolgreich abwehren zu können?“

## Eine „tödliche Gefahr“?

Für den Wahlsieger vom 17. Mai, Menachem Begin, ist die Antwort klar — klarer als für manchen General und viele Strategen in Zivil: „Der Rückzug auf die Grenzen vom Juni 1967 wäre eine tödliche Gefahr für Israel... Teilerückzüge werden bloß das Verlangen nach weiteren Rückzügen schärfen.“ Nur läßt sich die strategische Wirklichkeit Israels nicht so simpel über den klobigen Leisten von Wahlparolen und Nach-Wahlslogans schlagen. Selbst Mosche Dajan warnte nach dem Sechs-Tage-Krieg vor einer dauernden Besetzung des östlichen Suezkanal-

GRUNER + JAHR AG &amp; CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

Quelle: Zeit

ufers, weil die Ägypter diese Provokation nicht ewig hinnehmen würden. Außerdem bieten die Vorwärtspositionen von 1973 nicht unbedingt die bestmöglichen Verteidigungsgrenzen, auch wenn sie kürzer und kompakter sind als die von 1967.

Dieses Paradox wurzelt in Israels geographischer Verwundbarkeit, seiner zahlenmäßigen Unterlegenheit und seiner Verteidigungsdoktrin, die auf den drei Schlüsselementen Mobilität, Mobilisierung und Offensive fußt.

*Erstens:* Israel muß gegen einen Zwei- oder sogar Drei-Fronten-Krieg gewappnet sein. Diese Umzingelung erfordert im Ernstfall einerseits die Konzentration der Kräfte gegen den jeweils gefährlichsten Gegner, andererseits die blitzschnelle

Truppenverschiebung von einer Front an die andere. Die kurzen Verbindungslinien von 1967 paßten weitaus besser in dieses Verteidigungskonzept als die von 1973. Während des Jom-Kippur-Krieges krankte die Kriegsführung an der Logistik: Die reichlich vorhandenen Munitions- und Materialreserven gelangten wegen der langgezogenen Verbindungswege nicht schnell genug an die Front.

*Zweitens:* Mit einer Bevölkerung von 3,5 Millionen — davon nur drei Millionen Juden — kann sich Israel keine riesige stehende Truppe leisten. Die 650 000 Mann umfassenden Armeen der drei arabischen Konfrontationsstaaten bestehen durchweg aus Regulären. Ihnen steht eine erste Verteidigungslinie von 150 000 israelischen Soldaten gegenüber, die durch eine Totalmobilisierung auf rund 480 000 verstärkt werden kann — aber erst nach mindestens 72 Stunden. Am 5. Oktober 1973 schrumpfte diese „Vorwarnzeit“ am Suezkanal auf ein paar Stunden zusammen, nachdem sich die „Manöver“ der Ägypter als Kriegsvorbereitung entpuppt hatten. Hingegen gab der ägyptische Einmarsch in den entmilitarisierten Sinai im Mai 1967 den Israelis mehrere Wochen Vorwarnzeit und — noch entscheidender — den taktischen Vorteil des ersten Schlages.

*Drittens:* Israels territoriale Schmalbrüstigkeit verbietet eine Verteidigung in der Tiefe des Raums. Der Kampf muß jenseits seiner Bevölkerungszentren ausgetragen werden; daher seine Doktrin, die sich auf Angriff, Durchbruch, Manöver und Umfassung verläßt. Während des Jom-Kippur-Krieges mußten Doktrin und Kampferfahrung zwangsläufig mit der unvertrauten Wirklichkeit einer statisch-defensiven Aufmarschordnung kollidieren. Der strategische Manövrierraum, den die Israelis in den Kriegen von 1948, 1956 und 1967 so brillant beherrschten lernten, lag nun nicht mehr vor den eigenen Linien, sondern hinter ihnen. Der Suezkanal erwies sich nicht als „bester Panzergraben der Welt“, sondern als Wasserhindernis für die eigene Gegenoffensive.

Bei der reichlichen Landnahme von 1967 ging Israel obendrein ein erstrangiger politischer Vorteil verloren — seine traditionelle „Stärke des Schwächeren“ und die Legitimität der Offensive. Anstatt im Oktober 1973 die Initiative an sich zu reißen (die Luftwaffe wollte damals wenigstens den arabischen Aufmarsch zerschlagen), mußte David aus politischen Gründen stillhalten, bis Goliath den ersten Schwertstreich geführt hatte.

Seitdem steckt Israels Sicherheitspolitik in der Zwickmühle. Bei dem Versuch, ihr zu entinnen, versangen sich „Tauben“ und „Falken“ in einem typischen Paradox. Die „Tauben“ predigen den Rückzug auf die alten Grenzen, die aber nur durch eine rigorose Präventivschlagstrategie verteidigt werden können; um des Friedens willen müßten die „Tauben“ in Angriffshaltung gehen. Die „Falken“ wollen vorgeschobene Grenzen, um im Krisenfall abwarten zu können — provozieren aber gerade dadurch die permanente Revanchelust der Araber. Strategische Stabilität bringt freilich weder die eine noch die andere Alternative. So oder so bleibt der Anreiz für einen der Gegner, den anderen durch einen Überraschungsangriff zu überrumpeln.

### Trennung der Kampfhähne

Der Schlüssel liegt nach wie vor in der räumlichen Trennung der Kampfhähne, in dem schon vor 1967 praktizierten Prinzip der entmilitarisierten Zonen — diesmal aber mit Verstand. Die alte UN-Präsenz im Sinai funktionierte wie ein Regenschirm, der gerade dann eingerollt wurde, als die ersten Regentropfen vom Himmel klatschten. Der hastige Abzug von U Thants UN-Truppen und Nassers Einmarsch in den Sinai im Mai 1967 wurden für Israel zum *casus belli*. Hauptmerkmal einer neuerlichen Entmilitarisierung geräumter Gebiete müßte daher sein, daß der Gegner durch einen Wiedereinmarsch keinen strategischen Vorteil gewinnt. Das hieße im einzelnen: keine militärische Infrastruktur in den geräumten Gebieten, also keine Flugplätze, Munitionsdepots und Befestigungsanlagen; keine schweren arabischen Waffen in Reichweite israelischer Bevölkerungszentren; ein Maximum an Vorwarnzeit an allen Grenzen. Am leichtesten ließen sich diese drei Grundsätze im Sinai, am schwersten auf der Westbank verwirklichen.

Überraschenderweise ist der Golan — der blutigste Preis des Sechs-Tage-Krieges — für viele israelische Strategen kein unüberwindbares Problem: „Wir könnten 80 Prozent räumen, wenn wir nur die richtigen 20 Prozent behalten.“ Das „richtige“ Überbleibsel ist das nördlichste Fünftel des Golans. Hier liegt der 2800 Meter hohe Hermon-Berg, der die Luftüberwachung bis in den Irak garantiert. Von hier kann der empfindliche Nordzipfel Israels — der nur 12 Kilometer breite „Gabil-Finger“ abgesichert werden. Und von dieser überhöhten Position könnten die Israelis jederzeit die rechte Flanke eines syrischen Invasionsheeres bedrohen.

222458

GRUNER + JAHR AG &amp; CO, Hamburg, Telefon 040/4118(1)

Quelle: Zeit

17. Juni 1977

26

3

222459

Der Sinai ist ohnehin eine ideale Pufferzone. Ein gegenseitiges Vorwarnsystem steht bereits, abgesichert durch die Überwachungsanlage der Amerikaner in „Buffer City“ am Mitla-Paß. Voraussetzung ist, daß Ägypten den menschenleeren Raum nicht mit einem militärischen Infrastruktur-Netz überzieht, das seinen Truppen im Falle des Wiedereinmarsches ein strategisches „Sprungbrett“ liefert.

Auf der Westbank ist der Knoten im nahöstlichen Problempaket am festesten gezurrt. Hier gibt es nirgendwo einen Ansatzpunkt für einen sauberen gordischen Schnitt. Hier prallen der jüdische und der arabische Nationalismus am unversöhnlichsten aufeinander; hier hat die strategische Phantasie den schmalsten Spielraum. Vor 1967 lagen an Israels „Taille“ nur 15 Kilometer zwischen Mittelmeer und jordanischer Grenze, doch damals war wenigstens die jordanische Armee keine entscheidende Bedrohung für die Bevölkerungszentren Israels; heute ist sie voll mechanisiert und modernisiert.

Eine dauerhafte Entmilitarisierung der Westbank ist für alle Israelis oberstes Gebot — dies jedoch schließt einen *unabhängigen* Palästinenserstaat aus. Daß ein Staat oder eine Föderation sich teilentmilitarisiert, liegt im Bereich der praktischen Politik; die Total-Entwaffnung eines souveränen Staates dagegen ist unvorstellbar. In der Westbank kann nicht geklotzt, sondern höchstens geklöppelt werden. Israels „Sicherheitsgrenze“ muß nicht unbedingt in der Jordansenke liegen; rein strategisch gesehen bieten die Bergkämme 30 Kilometer weiter westlich günstigere Verteidigungspositionen. Wenn der saudische König beim Beten in der Jerusalemer Omar-Moschee „keine israelischen Soldaten sehen möchte“, dann kann eine extraterritoriale Straße in die Altstadt gezogen werden. Als Gegenleistung für eine israelische Straße entlang des Jordans könnte man sich eine Transitstraße zu einem jordanisch-palästinensischen Freihafen in Haifa vorstellen.

Nach Menachem Begins Wahlsieg vom 17. Mai scheinen die Positionen unversöhnlicher denn je, doch die Wege des Nahen Ostens sind verschlungen. Die Allenby-Brücke über den Jordan blieb auch während des Jom-Kippur-Krieges offen; heute werden israelische Bananen in Kuwait verkauft. Am „Guten Zaun“ zum Libanon behandelt ein israelischer Militärarzt zusammen mit einer libanesischen Krankenschwester Patienten von jenseits der Grenze. In Europa treffen sich Repräsentanten der israelischen Linken mit Abgesandten der P.L.O. Wo gordische Knoten nicht mit einem Hieb zerschlagen werden können, müssen neue Verbindungen geknüpft werden.